

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 24

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umschau

Sängerreisen. Ob es wohl eine zu weitgehende Einbildung ist, wenn wir meinen, die Zahl derer mehrte sich, denen die Sängerreisen der neuen und neuesten Zeit, ihr Drum und Dran, ihre Formen auf die Nerven gehen? Deren geforderter Publikumsanteil schließlich versagt? Wir meinen die unbändige Wichtigkeit, in die sich diese Unternehmungen kleiden, den Charakter der Staatsvertretung, den sie sich unbeauftragt beizulegen lieben, ihren repräsentationsgierigen Übertrumpfungsehrgeiz, die verziückte Huldigungsreportage, die hinter diesem lärmenden, aufgeblasenen Wesen herwedelt. Frau Nachbarin, euer Gläschen! Uns betäubt das Übermaß der Herrlichkeit! Wagenradgroß seien die Kränze gewesen oder die Bouquets — Alpenrosen und Edelweiß selbstverständlich — die man sich bei dem und jenem dieser Anlässe überreicht habe, bekommen wir angemessen staunend etwa zu lesen, und uns scheint, die Wagenradgröße darf billig als das Symbol dieser Gesellschaftssitten und ihrer Technik angesehen werden. Wie liegt alles Schlichte meilenfern von diesem in der Anstrengung festlicher Erhebung erst recht platten, an Außerliches sich anklammernden Behagen, das sich an der Massenhaftigkeit seiner Erscheinung berauscht und sich einbildet, dabei in eine höhere Sphäre, in die bekannte Pflege des Idealen hineingeraten zu sein! Mag die Geselligkeit innert ihrer selbst durch ein Wett-Mäßen ihrer Erscheinungsformen sich hoch beglückt fühlen: die Kritik darf sich zu Worte melden, wenn die breiteste Öffentlichkeit mit der überschwänglichen Epik jenes Ehrgeizes belästigt wird, wenn uns Orgien der Eitelkeit ernsthaft als Kundgebungen gehobenen Daseins, als Formen der Kunstzuneigung und als feinsten Exportartikel vorgestellt werden und wenn korporative Prozenhaftigkeit mit ihren sich selbst gespendeten Weih-

rauchwolken auch die Sommer Sonne verfinstert, nachdem sie uns den Winter hindurch die Zeitungen erfüllt hat. Taten und Getue sollen uns klar geschieden bleiben. F.

Zürcher Musikleben. Es ist nicht sonderlich viel, was diesmal über unser Musikleben zu berichten ist: aber dennoch will ich versuchen, in aller Kürze ein Bildlein von den tonalen Geschehnissen zu entwerfen. Da war zunächst der 11. Juli, der vom Geschick zum Träger zweier teilweise kollidierender Konzerte ausersehen war: in einem Extrakonzert Herrn Paul Hindermanns — der auch dieses Jahr wieder eine Serie allwöchentlicher Orgel- und Solistenkonzerte veranstaltet — ließ sich im Grossmünster Stefi Geyer hören. Ich kann aus eigener Erfahrung hierüber nicht berichten, indessen wurde mir von maßgebender Seite versichert, daß sie, wie nicht anders zu erwarten, mit einer Chaconne von Vitali, sowie Stücken von Bach und Reger von neuem glänzende Proben ihres phänomenalen Könnens ablegte. Nicht ganz so glänzend ging es in dem zweiten Konzert des Abends, im großen Saale des Konservatoriums zu, in dem der Geiger Eduard Sörmus ein Konzert nordischer Komponisten veranstaltete. Nach einem recht erfreulichen, Gutes versprechenden Anfang mit Griegs C-Moll-Sonate, verfiel der Künstler in den folgenden Stücken bei zugleich nicht einwandsfreier Technik in eine ermüdende Sentimentalität, die um so bedauerlicher war, als ein von Hause aus gutes, natürliches Verständnis Herrn Sörmus entschieden nicht abgesprochen werden kann.

Das dritte musikalische Ereignis der letzten Zeit war das Wohltätigkeitskonzert des Sängervereins Harmonie Zürich, unter Mitwirkung von Stefi Geyer, zugunsten der Brandbeschädigten von Bonaduz. Während der Chor unter der stellvertre-

tenden Direktion Fr. Hegars und Othmar Schöds eine Anzahl a-capella-Chöre leichteren Stils mit gewohnter Meisterschaft sang, spielte Stefi Geyer zu Oscar Denzls Begleitung, wie immer wohlverdienten, stürmischen Beifall erntend, Mozarts Violinkonzert in G-Dur, sowie kleinere Sachen von Bach, Dvórák, Carri, Hubay und Wieniawsky.

W. H.

Berner Musikleben. Reisekonzert des Berner Männerchor. Das Konzert, das der Berner Männerchor auf seiner Reise nach Chamoni in der Viktoriahall in Genf gab, wurde als Hauptprobe gewissermaßen im Berner Münster vor einem äußerst zahlreichen Publikum zur Aufführung gebracht. Das Programm, das einen Ausschnitt aus der vielgestaltigen Tätigkeit des Männerchor darstellte, enthielt neben schwierigen Kunstchören vor allem fremdländische und einheimische Volkslieder. Den tiefsten Eindruck machte Hegars grandioses Tongemälde „Das Totenvolk“, das eine ganz ausgezeichnete Wiedergabe fand. Heitzes a-capella Chor „Sonntag auf dem Meer“ ist ein dankbares Werk, in dem ein Männerchor vor allem ein klingendes, ausdrucksvolles Piano zu zeigen vermag. Der Berner Männerchor hat hier seine alte, anerkannte Kunst des stimmungsvollen Vortrags aufs neue bewährt. Ganz prachtvoll waren die fremdländischen Volkslieder, von denen die Bearbeitungen durch Donati und Jüngst besonders hervorgehoben seien. Das Heimische „Heimweh“ ist allmählich doch etwas abgedroschen; ließen sich denn keine weniger bekannte schweizer. Volkslieder finden? Die beiden Solistinnen, die in dem Konzerte mitwirkten, Frau Welts-Herzog und Frau Ethel Hügli, ergänzten sich aufs beste. Frau Welts — die stimmliche Virtuosa, Frau Hügli — die tiefempfindende Vortragskünstlerin. Frau Welts brillierte namentlich in der mit technischer Meisterschaft vorgetragenen Cavatine der Rosina aus dem „Barbier von Sevilla“ von Rossini, ein Stück, in dem sich die allgemach recht fühlbar werdende Müdigkeit der Stimme am wenigsten bemerkbar machte. Wunder-

voll war die Interpretation der Wagner'schen „Träume“ und des Brahms'schen „Immer leiser wird mein Schlummer“ durch Frau Hügli, zwei Lieder, die, von dem Wohlklang des trefflich geschulten Mezzosoprans wesentlich unterstützt, durch die Innerlichkeit des Vortrages starke, fesselnde Wirkung hervorriefen.

Die Leitung des Konzertes lag in den bewährten Händen von Direktor E. Henzmann. O. R.

— Extrakonzert im Münster zu Bern. Bianca Panteo, die Berliner Violin-Virtuosa, ist schon von früheren Konzerten in Bern bekannt. So hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, um Bianca Panteos ausgereifter Kunst aufs neue zu lauschen. Seelenvoller Ton und Innigkeit des Vortrages sind die Hauptvzüge des Spiels der Künstlerin. Alles maniert scheinende vermeidete sie mit Ängstlichkeit — die klare, einfache Linie ist es, die sie hervorzuheben sucht. Den tiefsten Eindruck machte das A-Moll Konzert für Violine und Orgel von J. S. Bach. In hervorragender Weise zeichnete sich in diesem Konzerte die mitwirkende Sängerin Frau Ethel Hügli aus. Professor C. Heß, der alle Begleitungen in feiner Weise durchführte, vervollständigte das Programm mit dem Vortrag des Choralvorspiels über die Melodie „Ich will dich lieben, meine Stärke“ von Max Reger und der Fantasie für Orgel von J. S. Bach.

Es sei hier besonders erwähnt, daß unser Münsterorganist, Herr Prof. C. Heß, durch seine viermal wöchentlich stattfindenden Orgelkonzerte, in denen sowohl die Alten, wie auch die Modernen zu Wort kommen, einen eminenten Beitrag zu unserem musikalischen Leben liefert. Man staunt immer aufs neue über seine unfehlbare Technik, wie auch insbesondere über die ungemein feine Registrierungskunst, die, ohne die Werke zu überladen, dennoch ihren Ideengehalt unserem Empfinden wesentlich nähert.

— Kursaal Schänzli. II. Symphoniekonzert. Die Hauptanziehungskraft übte diesmal wohl der bekannte

Pariser Gesangskünstler, Herr Fröhlich, aus, der in einer Arie von Borodin, sowie in zwei Liedern sein bedeutendes Können aufs neue bewies. Die Stimme ist weicher und geschmeidiger geworden, ohne viel von ihrem metallenen Glanz einzubüßen, der Vortrag war von tiefster Innerlichkeit und die Auffassung durchweg künstlerisch vornehm.

Aber auch das Orchester leistete unter Herrn Kapellmeister Pids Leitung Gutes, so namentlich im Vortrag der Symphonie von Tschairowsky, ein sich in seinem Werte von Satz zu Satz steigendes Werk, das an originellen Einfällen fast überreich ist.

Zum III. Symphoniekonzert war Fr. Elsa Ruegger als Solistin zugezogen. Die intelligente Künstlerin beherrscht ihr Instrument (Cello) mit großer Meisterschaft und verfügt zudem über einen vollen, weichen Ton, so daß alle ihre Vorträge großen Genuß boten. Von den aufgeführten Orchesterwerken sei besonders die Suite von Bizet erwähnt. E. H.-n.

Berner Theater. Intimes Theater. Das Blumenboot. Schauspiel von Sudermann. Sachte und unbemerkt ist Sudermanns Blumenboot vorbeigeglitten. Man hörte ab und zu einmal das Stück nennen, aber niemand kannte es, niemand achtete darauf. Für Hoftheater fiel es ganz außer Betracht (das Stück ist zu heikel), und anderen Bühnen mag es nicht interessant, nicht neu genug erschienen sein. Es ist ein höchst unerquickliches Stück, das den Zuschauer durch allen Sumpf und Morast waten läßt, um ihn zu der gleichen Erkenntnis wie Thea Erfflingen zu führen, die am Ende sagt: „aber es ist ja schließlich doch alles nur Gemeinheit“. Die andere These, auf der das Schauspiel aufgebaut ist, lautet: „Werde, der du bist“. Das klingt sehr hübsch und interessant. Werde, der du bist! Welche stolze Herrenmoral und welche freigeistige Persönlichkeitswertung darin eingeschlossen ist! Die Menschen, die in dem Stücke dieses Wort so gerne im Munde führen, kommen leider nie dazu, die Konsequenzen daraus zu ziehen, und

so begnügen sie sich damit, das Wort recht falsch zu verstehen, es aber dafür um so häufiger zu zitieren. Es sind so ziemlich alles gute Bekannte, die in dem Schauspiel auftreten. Herr Sudermann hat sie uns längst vorgestellt und uns ihres Herzens Falten auseinander gebogen. Und Sudermann will nichts weiter, als wieder einmal von den Gesinnungs- und Handlungsgemeinheiten erzählen, die das besondere Merkmal der „Vornehmen“ bilden. Schade, daß Sudermann nicht noch den Eulenburgprozeß verwerten konnte. Als Folie zu all dem Schmutz, der da aufgereizt wird: zwei deutsche Männer, Eichen der Lauterkeit und Tüchtigkeit. Und das Ganze: eine solch ausgetüftelte Konstruktion und Maché, eine solch potenzierte Unwahrscheinlichkeit und Verschiedenheit, daß man den Mut Sudermanns bewundern muß, ein solches Stück seiner Schatulle entweichen zu lassen. G. Z.

Das Künstlerhaus in Zürich bereitet seiner Klientel vor Torschluß, d. h. vor den üblichen Ferienwochen, während deren die Permanente ihre Türe verschlossen hält, eine ungewöhnliche Überraschung in Gestalt einer Vincent van Gogh-Ausstellung. Sie brachte rund vierzig Nummern; gegen den Schluß der Ausstellung hin, die nach bloß sechzehntägiger Dauer am 26. Juli ihr Ende fand, kamen noch einige weitere Nummern hinzu, u. a. auch eines der vorher so schwer vermißten seelisch aufschlußreichen Selbstporträts. Wenn auch im großen ganzen betrachtet, die Kollektion erstklassige Werke (wie man sie z. B. letztes Jahr an der Mannheimer Ausstellung hatte sehen können) kaum enthielt, so bot sie doch genug, um einen annähernd klaren Begriff von diesem durch und durch eigenartigen, in letzter Zeit immer stärker in den Vordergrund tretenden Maler zu vermitteln.

In Breda, das uns künstlerisch auf alle Zeiten empfohlen ist durch des Velasquez unvergleichliches Historienbild, die Übergabe von Breda, das Gemälde mit den Lanzen, stand van Goghs Wiege. 1853 ist das Geburtsjahr; aber erst

als Dreißigjähriger ist er in die Kunst eingetreten. Er war sich über seinen eigentlichen Beruf beträchtlich lange unklar und versuchte sich in allem möglichen. Aber das Maleringenium in ihm war nicht zu töten. Sein Auge und seine Seele drängten zur Farbe. Die holländische Schulung bedeutete für seine Entwicklung wenig. Erst Paris gewährte die Grundlagen, von denen aus sich sein Talent in der ihm homogenen Weise entfalten und erheben konnte. Das schwere, dunkle, harte Kolorit erhält den Abschied; es wird licht und sonnig und feinfarbig in seinen Bildern. Die Ausstellung brachte anderthalb Duzend Arbeiten der Pariser Jahre 1886 bis Anfang 1888. Man sah deutlich die Einflüsse, sogar den des Poin-tillisten Seurat in dem Interieur eines Restaurants, einem prachtvoll leuchtenden Bild von sicherstem koloristischem Geschmaç. Und doch darf man im Grunde nirgends von einer sklavischen Abhängigkeit sprechen. Man würde, wenn man z. B. den Tuile-riengarten oder die sonnerfüllten Bilder Asnières oder das Montmartre-Bild oder den Moulin de la Galette und den Pont de Clichy, und dann wieder Stilleben, wie die Zitronen auf blauem Hintergrund oder das Glas Absinth in einer Sammlung von Impressionisten, wie etwa der einzig-artigen von Durand-Ruel an der Rue de Rome sehen könnte, deutlich die spezi-fischen Unterschiede der van Gogh'schen Kunst festzustellen in der Lage sein.

Freilich, die völlige Ausreifung zur künstlerisch fest und rund umschriebenen Persönlichkeit brachte dann erst die Sonne der Provence. So leidenschaftlich ist der Midi selten von einem Künstler geliebt worden. In Arles und in St. Remy hat van Gogh vom Februar 1888 bis in den Frühling 1890 gemalt, im Freien natür-lich, in der Gluthize der Sonne, die ihm die Haare ausbrannte; denn es litt ihn bei der vulkanischen Aufregung seines Malgeschäf-tes nicht, den Hut auf dem Kopf zu be-halten. Wie ein Sturm warf er seine Impressionen auf die Leinwand: man sollte die Farben brennen, die Sonne

glühen, die heiße Luft alles umzittern sehen. Die Sonne selbst malen zu können — das war sein höchster Wunsch. Er hat es immer und immer wieder versucht. Müßte man ein Symbol für diesen Maler suchen, ich meine, es könnte nur die Sonnenblume sein, die er so leidenschaft-lich gerne gemalt hat. Auch in der Aus-stellung hing eine solche von prachtvoller dekorativer Kraft — das brennende Gelb auf starkem, dunkel leuchtendem Blau.

Hier, auf diesen Bildern ist wirklich die Schöpfung, wie es Zola für das Kunst-werk formuliert hat, durch ein Tempera-ment hindurch angeschaut, nicht auf Kosten des Sehens; denn dieses wird nicht vom Temperament vergewaltigt, sondern poten-ziert. Es sind keine willkürlichen Visionen, die van Gogh gibt, sondern die Essenz der Naturobjekte wird mit einer unerhörten Wucht herausgestellt nach Farbe und Form und in ihrem innigen, unzertrennlichen Zusammenhang mit dem Ambiente von Luft und Licht. Himmel und Erde sind in Eins gesehen, weil sie als feste Ein-heit empfunden sind. Man lese die wunder-vollen Briefe van Goghs (die uns der Ber-liner Verlag von Cassirer in einer kostbaren Auswahl geboten hat), um den Menschen, der hinter diesen Bildern steht, oder besser der in ihnen sich ausströmt, in seinem ganzen seelischen Reichtum, in seinem unerhörten Werwachsensein mit seiner Kunst ganz zu verstehen. Man bekommt diesen Mann wahrhaft lieb: ernster und heißer hat selten wohl ein Künstler um sein Ideal gerungen.

Und dieser Mensch ist mit siebenund-dreißig Jahren zusammengebrochen. Aber noch im Krankenhaus von Auvers-sur-Oise hat er ausgezeichnetes geschaffen. Seine Künstlerpotenz erhob sich immer wieder in stolzer Kraft. Die Bilder in der Aus-stellung aus diesen letzten Monaten seines Lebens, Mai bis Juli 1890 belegten es. Vor allem das Mädchen im weißen Kleid, auf grünem Felde mit ein paar leuchtenden Mohnblumen, zeigte, was auch der kranke van Gogh noch konnte: die lebensvolle Straffheit des Konturs,

der die Gestalt gleichsam auch psychisch umschreibt, die dekorative Vereinfachung, der koloristische Geschmack — man stand vor einer erstaunlichen Leistung.

Cette existence toujours vibrante, toujours tendue à bout de nerfs, et cet effort affolant, torturant où il se consuma: diese Charakteristik stammt von Octave Mirbeau; sie faßt den Eindruck, den auch die Zürcher Ausstellung machte und zwar unvergeßlich machte, entscheidend zusammen. A bout de nerfs, und darum auch eine Kunst, die wir verstehen . . .

Von der Kunstgesellschaft war der Berner Ordinarius Artur Weese als Interpret dieser van Gogh-Kollektion geladen worden, und in der Ausstellung selbst sprach er in seiner lebendigen, das Entscheidende scharf und eindringlich her-

aushebenden Weise vor einem gewählten, dankbaren Auditorium über den Künstler. Und er unterließ auch nicht, mit freudiger Genugtuung auf die Schweizer Künstler hinzuweisen, die neben van Gogh zur Ausstellung gelangt waren, zum Teil, wie Amiet und Giovanni Giacometti, im selben Oberlichtsaal, während im vorderen Saal den beiden genannten sich noch der Luzerner Hans Emmenegger mit einer Serie von Landschaften angeschlossen. Amiet und Giacometti, höchst ehrenvoll vertreten, verleugnen in ihrem mächtigen und prächtigen farbigen Wollen und Vollbringen den Zusammenhang mit Vincenz van Gogh nicht; aber sie sind genügend starke Individualitäten, um das Eigene, was sie in sich haben, in eigener Sprache zu sagen.

H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Noch einmal Mustergültiges im französischen Buchhandel. Es ist schade, daß Herr E. P.-L. die löbliche Tendenz seiner Ausführungen durch einzelne Ungenauigkeiten und die Beschränkung auf die schöne Literatur um ihre volle Wirkung gebracht hat. Der schlechte Druck, d. h. die Verwendung alter, abgesprungener Lettern ist allerdings die „partie honteuse“ der französischen Bücher; sie entstellt auch Ausgaben, die sich im übrigen recht vorteilhaft präsentieren und kann den Genuß an der Lektüre wesentlich stören. Anders steht es schon mit der Frage des Einbandes. Die französischen Bücher (auch die Einfranken-Ausgaben) sind zum Unterschied von den meisten deutschen in der Regel so geheftet, daß sie auch nach dem Aufschneiden nicht auseinanderfallen. Ich besitze seit Jahren die fünfbändige Ausgabe von Taines Geschichte der englischen Literatur broschiert und obwohl sehr stark benutzt, halten die dicken Bände noch so fest wie am ersten Tag, ebenso fest als wenn sie sogleich gebunden

worden wären. Außerdem läßt der billige Preis (die mit Fr. 3.50 angeschriebenen Bücher kosten in Frankreich bekanntlich 3 Fr.; in der Ostschweiz werden sie mit einem Aufschlag von 25 Prozent für Fr. 3.75 verkauft!) leicht die Ausgabe für den Einband erschwngen, den sich der Franzose eben lieber nach eigenem Geschmack wählt; auch so ist das Buch im allgemeinen noch billiger als ein deutsches eingebundenes. Es ist dabei keineswegs richtig, daß in Frankreich nur einheimische Bücher gut zu bekommen sind; Nießche z. B. kauft man billig und schön zugleich besser in der französischen als in der deutschen Ausgabe, und auch die „Bibliothèque nationale“ umfaßt keineswegs, wie Herr P.-L. anzunehmen scheint, bloß französische Werke, vielmehr auch die antike Literatur, englische, deutsche, italienische u. Klassiker. Sie enthält bloß weniger Nummern als die Reklamausgabe, weil sie sich mehr als diese auf die Werke von altbewährtem Rufe beschränkt, hat dafür allerdings auch bessern Druck und besseres